

Epidemien der Angst

Warum ich nicht an die Klimakatastrophe glaube

Von Matthias Horx

„Die Zivilisation besteht aufgrund der Duldung der Geologie – fristlose Veränderung vorbehalten“ WILL DURANT

Nun ist es also amtlich. Alle Zweifel sind ausgeräumt, die nörgelnden Kleingeister widerlegt oder als „Klimaleugner“ enttarnt. Der Mensch, so haben es herrschende Gremien, Regierungen und öffentliche Meinung beschlossen, ist Verursacher einer Erderwärmung, die in ihrer „Gefährlichkeit durch nichts zu übertreffen ist“. Der IPCC-Bericht vom 1. Februar 2007 brachte den großen Durchbruch des Themas ins öffentliche Bewusstsein. Seitdem marschieren die Bilder in einer nie gekannten Synchronität über Bildschirme und Titelseiten: Die Zukunft, das sind glühende Feuerbälle, Stürme und kalbende Gletscher und traurige Eisbären. Umweltminister Sigmar Gabriel, sprach davon, dass nun „ein Führer der Welt“ gefordert sei. Die „Bild“-Zeitung schrieb auf der Titelseite in gigantischen Lettern: WIR HABEN NOCH 13 JAHRE ZEIT! Und einige Tage später: MÜSSEN WIR DEUTSCHEN ALLEIN DIE WELT RETTEN!!!!

„Euer Bericht zeigt uns, wie viel nötig ist, die Welt zu verändern: Zorn und Zähigkeit, Wissen und Empörung. Schnelles Eingreifen, tiefes Bedenken. Kaltes Dulden, endloses Beharren. Begreifen des Einzelnen und Begreifen des Ganzen: Nur belehrt von der Wirklichkeit, können wir die Wirklichkeit ändern“

Waldsterben: eine Erinnerung

Vor mehr als 35 Jahren, im Sommer des Jahres 1981, brachte der „Spiegel“ sein berühmtes Titelbild, auf dem rauchende Fabrikschornsteine einen dünnen, verkrüppelten Wald überragen. Seitdem war ein Begriff geprägt: Waldsterben, „le Waldsterben“ in Frankreich, „the Waldsterben“ im angelsächsischen Sprachraum. Mindestens einmal pro Jahr wird der neue Waldschadensbericht veröffentlicht. In den Zeitungen findet sich klein auf Seite drei oder 27 dann immer dieselbe Meldung: „Dem Wald geht es immer schlechter.“ Oder „Der Wald erholt sich

nur langsam“. Derweil gehen wir wandern, und wie immer ist der Wald grün. Aber das Waldsterben ist längst unsterblich geworden. Als chronisch neugieriger Journalist und alter Waldgänger (mich treibt es jeden Herbst hinaus in die Pilze) habe ich lange an diesem Thema recherchiert. Für mich steht heute fest, dass das Waldsterben ein Mythos ist. Ein Mythos, der es allerdings „in sich hat“.

Ist der Wald krank? Ja, so wie alle Organismen „krank“ sind. Der Wald ist ein lebendiges Biotop, in dem ständiger Wandel vorherrscht: Wachsen, Werden und Vergehen. Bäume haben Alterungs- und Greisphasen wie Menschen. Es gibt Umwelteinflüsse: trockene Sommer, nasse Sommer, Schädlingsbefall. Es gibt Fehler der Forstwirtschaft, falsche Pflanzungen auf falschem Boden. Der Wald lebt, weil er vergeht.

Die jährliche Messung der Katastrophe misst das Normale – und verkauft es uns als Abnormalität. Was aber hat das Waldsterben mit dem Klimawandel zu tun? Beide Phänomene bilden, im Sinne der Kognitionspsychologie, eine Kirche.

Da sind zunächst die Katakomben: Jene Ebene unseres Tiefenbewusstseins, mit der die jeweilige Angst unsichtbar verbunden ist. Im Fall Waldsterben ist dies die deutsche (mitteleuropäische) Bindung an den Wald als Mythos- und Lebensraum. Wir Deutschen kommen aus dem Wald, aus dem gewaltigen, finsternen, feuchten, „mütterlichen“ Biotop, das wir in Jahrtausenden genutzt und gerodet haben. Dieses Roden war auch eine Zerstörung, eine Schändung, für die wir eine Bestrafung fürchten. (Anders als bei den Engländern, Franzosen, Italienern, die schon vor vier Jahrhunderten ihre Wälder abholzten und soziokulturell andere Wege gingen.)

Zweitens der Kirchturm: die Signal- und Symbolwelt, mittels der sich ein Glaubensphänomen im kollektiven Bewusstsein verankert. Beim Waldsterben kann man die negative Selektion von Extremen, den sogenannten „Kirchturmfekt“, besonders gut studieren. In der Tat gab es in den Siebzigerjahren Fabriken (die heute längst geschlossen oder saniert sind), die starke SO₂-Rauchfahnen freisetzen; so wurden regionale Wälder tatsächlich zerstört, und die Bilder der Baumgerippe gingen durch die Medien. Die Folge: Noch heute kann niemand durch den Wald gehen, ohne lichte Kronen wahrzunehmen: AHA-Waldsterben! Gesunder Wald wird hingegen aus unserer Wahrnehmungsraum ausgefiltert.

Eine solche Konditionierung unserer Wahrnehmung liegt allen modernen Angst-Syndromen zugrunde: Wenn wir gerade eine Fettleibigkeits-Pandemie „branden“, sehen wir überall nur noch dicke Menschen. Wenn gerade eine „Die Familie wird durch moderne Phänomene zerstört“- Welle durch

Land rollt, wirken plötzlich auch die Meiers von nebenan wie ein schrecklich assozialer Haufen ...

Drittens: die Priesterschaft. Für die Forstlobby, die in der Industrialisierung der Sechzigerjahre einen massiven Einflussverlust erlebte, war das Waldsterben eine hervorragende Gelegenheit, ihre Interessen zu reorganisieren. Tausende von Förstern, Botanikern, Biologen, Forstwissenschaftler und Waldgurus machten sich auf den Weg in die Wälder; bis heute zählen sie fleißig kranke, gesunde und halbkranken Bäume. Inzwischen ist ein ehernes Ritual daraus geworden, ein Kultus mit etlichen Millionen fest gebundener Gelder, Berichte, Protokolle, Subventionen.

Das Waldsterben kann nicht mehr sterben – es ist ein Zombie. In dieser dreieinigen Architektur –Katakomben, Kirchturm, aktive Priesterschaft – funktionieren alle Epidemien der Angst. Denken wir an die unzähligen Alarmer, die wir in den letzten Jahren durchgemacht haben und die nur im Deutschen diese wunderbare phonetische Eindringlichkeit und wunderbare Expertenvermehrung erlangten: „Atomtod“ – „Rinderwahn“ – „Vogelgrippe“ – „Feinstaub“ – „Demografische Katastrophe“ – „Krieg der Kulturen“ – „neoliberalistische Globalisierung“ – „Neue Unterschicht“ – „Prekarisierung“.

Gegen die Kathedrale der Klimakatastrophe sind allerdings alle bisherigen Angstepidemien kleine Kirchlein. Es geht um die Deutungsmacht des mächtigsten aller archaischen Symbole: des Wetters. Jeder Regenschauer ist nun ein Anzeichen. Jeder milde Winter ein Meteteckel. Jeder Sturm ein Armageddon. Wer diese Angst beherrscht und funktionalisieren kann, verfügt über den zentralen Code der Menschheitsängste. Im Namen dieses Traumas haben sich ganze Kulturen in den Abgrund gestürzt. Wie etwa die Maya, deren mächtige Priesterkaste immer blutigere Opferrituale zelebrierte, um die gnadenlosen Wetter- und Naturgötter zu besänftigen.

Der Planet des Wandels

Im dritten vorchristlichen Jahrtausend, nach der kleinen Zwischenzeit, lagen die Temperaturen in

den Alpen zwei Grad Celsius über den heutigen, weshalb neolithische Wanderer wie der Ötzi die Berge durchqueren konnten (und bisweilen dabei schockgefroren wurden). Nach 850 vor Christus sanken die Temperaturen stark ab, die Pässe wurden unüberwindbar. Um Christi Geburt wurde es wieder wärmer – in der Blütezeit des römischen Reiches existierte eine dauerhafte Garnisonsverbindung über das Schneefeld nach Norditalien. Im Hochmittelalter war es in Zentral-europa so warm, dass man in Klöstern und Kirchen nur selten froh. In England wurde in großem Maßstab Wein angebaut. Und dann kippte das Klima, wie so oft in der Erdgeschichte: In der „kleinen Eiszeit“ zwischen 1550 und 1750 (Breughels holländische Winterlandschaften, eine gefrorene Themse in London) froh Europa erbärmlich, fielen Ernten aus – der Beginn des Dreißigjährigen Krieges könnte hier eine weitere Ursache finden.

Und in all den Zyklen kamen und gingen die Gletscher, mal sanft, mal polternd, mal langsam, mal abrupt – nur dass vor Jahrtausenden keine dramatischen Fernsehbilder, kommentiert von düsteren Meteorologen, in die Wohnzimmer flimmerten. Was für das Klima bestimmter Erdteile gilt, ist im langfristigen planetaren Maßstab noch dramatischer. Mindestens vier Mal in der Urgeschichte kam es zu ausgedehnten Wärmeperioden. Vor 400 000 Jahren dauerte die Global-Warming-Phase 30 000 Jahre. Auch in den letzten 3,5 Millionen Jahren taute die Antarktis, wie der Jenaer Geowissenschaftler Lothar Vier-eck-Götze anhand von Bohrkernen herausfand, mehrmals auf und wieder zu.

Der Kohlendioxidgehalt, heute das Schlüsselindikator der Global-Warming-These, variierte in all diesen Äonen heftig. Vor einer halben Milliarde Jahren lag er bei 28 Prozent der Atmosphärenmenge, um dann in mehreren Kaskaden abzufallen. Der Sauerstoffanteil der Atmosphäre lag 300 000 Jahre vor unserer Zeit bei 30 Prozent, fiel dann auf zwölf Prozent ab (vor 200 000 Jahren) und stieg dann langsam auf die heutigen 21 Prozent.

Die bittere oder auch befreiende Wahrheit ist: Es gab nie (und wird

nie) ein „Normklima“ geben, in dem es ruhig, berechenbar, „nachhaltig“, „stabil“ zugeht. Sagen wir: 25 Grad im Sommer, 35 Zentimeter Schnee im Winter, blauer Himmel mit ab und an einem mäßigen Schauer. Also jenes Wetter, gegen das alle Abweichung als Desaster gedeutet wird.

Der Mensch: ein Terraformer

Im Jahr 2005 entdeckte der US-Klimaforscher William Ruddiman bei der Überprüfung langfristiger Klimamodelle eine Anomalie. Vor 10 000 Jahren, so Ruddiman, hätte es nach den astronomischen Zyklen, die das Klima prägen, eigentlich deutlich kälter werden müssen. Als Ursache für die Abweichung machte Ruddiman einen bislang unbeachteten Faktor aus: den Menschen. Aber eben nicht den industriellen, die fossilen Energieträger verheizenden Menschen. Sondern den paläolithischen und frühagraren Hominiden. Nur durch gewaltige Rodungen und Holzerneuerung konnten die Kohlendioxidwerte steigen. Und damit eine Abkühlung entlang des sogenannten Milankovitch-Zyklus verhindert werden.

„Terraforming“ wurde vor einigen Jahren jener Prozess getauft, bei dem man ganze Planeten klimatisch umformt – eine utopische Technologie, die eines Tages helfen soll, den Mars zu besiedeln. Aber nun wissen wir, dass Terraforming schon längst betrieben wird. Viele Landschaften sind das Produkt anthropomorpher Wechselwirkungen. Die Abholzung des Mittelmeergebietes hat erst das mediterrane Klima entstehen lassen. Die Reisterassen Fernasiens verstärken schon seit Jahrtausenden das Mikroklima aufsteigender, regenreicher Winde.

Die Pflanzenwelt ist der erste große Terraformer des Planeten. Die „Erfindung“ der Fotosynthese vor eineinhalb Milliarden Jahren durch die Cyanobakterien (Blaualgen) brachte dem Planeten seine erste Klimakatastrophe – die Luft wurde nun mit Sauerstoff „vergiftet“, für die damaligen Lebewesen reines Gift. Vor 530 Millionen Jahren endete die Kambrische Explosion – das größte Artensterben aller Zeiten vernichtete 95 Prozent aller Arten. Das gigantische Massenster-

ben ließ innerhalb kurzer Zeit die Meere umkippen – der Kalziumgehalt des Meerwassers verdreifachte sich. Für die überlebenden Meeresorganismen ein tödliches Problem. Doch wie immer blieb die Evolution nicht untätig. Im zähnen Wirken von Selektion und Adaption brachte sie den zellulären Mechanismus des Kalzifizierens hervor: Die Meeresorganismen „lernten“, den Kalk auf ihrer Außenfläche zu verhärten.

Die Dinosaurier, die eine Viertel-milliarde Jahre lang diesen Planeten dominierten, waren ganz hervorragende Terraformer; nicht so sehr, weil sie mit ihrem Gewicht die Landschaft platt wälzten, sondern weil sie mit ihren Fressgewohnheiten und Dungkapazitäten ganze Ökosysteme formten.

Gerade wenn wir die Gaia-Hypothese – die Erde als lebendiger Organismus – ernst nehmen, müssten wir den engen Rahmen homo-zentrischen Denkens sprengen. Die Evolution hat auf ihrem langen Weg vom Einzeller zur Intelligenz unendlich viele Technologien erfunden. Warum, muss man ketzerisch fragen, „durften“ die Blaualgen das Nervengift Sauerstoff herstellen, die Dinosaurier den ganzen Planeten umformen – aber Menschen haben gefälligst spurenlos auf diesem Planeten zu leben – in einer ökologischen Null-Nische, oder, wie man heute zu sagen pflegt, „nachhaltig“? Was man auch zynisch mit „am besten gar nicht“ übersetzen könnte ...

Der unruhige Planet

„Anfang der Fünfzigerjahre habe ich mich Ende Januar im Sport-schwimmbad auf der Margaretinsel in Budapest stundenlang bei 20 Grad gesonnt. Einige Tage später war der Winter zurückgekommen. In alten Chroniken kann man nachlesen: Im Sommer 1304 trocknete der Rhein aus. 1624 blühten um die Weihnachtszeit in Hildesheim Rosen. 1718 regnete es von April bis Oktober nicht ein einziges Mal. Dennoch sprach kein Mensch von einer bedrohlichen Klimaver-schiebung ...“ So schrieb ein Leser-briefschreiber in der WELT am 12. Februar 2002. Die einsame Stimme eines „Klimaleugners“. Aber gerade deshalb ist diese Stimme so kostbar: Ein kleiner Wider-

stand gegen einen übermächtigen Wahrnehmungskontext.

Als Systemanalytiker, der sich intensiv mit prognostischen Techniken auseinandersetzt, bin ich zur Überzeugung gelangt, dass sich das Klima nicht wirklich voraussagen lässt. Alle „brute force“ unserer Megacomputer reicht nicht einmal aus, Regen und Sonnenschein für Kleindattelhausen in sieben Tagen vorherzusagen. Unser Planet dreht sich exzentrisch um die Sonne. Die Erdoberfläche unterliegt Unwuchten, die Aktivitäten der Sonne selbst können massive klimatische Auswirkungen haben, auch die Magnetfelder erzeugen Klimaeffekte, Sonnenwinde, kosmische Strahlungen. Ebenso verändern die auf der Erde lebenden Organismen ständig Wetter und Klima. Beim turbulenten Prozess, den wir „Leben“ nennen, werden unentwegt Substanzen freigesetzt, entstehen Atmungs- und Verdauungsprodukte, die wiederum Rohstoffe für neues, anderes Leben sind.

Evolution ist kreative Abfallwirtschaft

Der globale Erwärmungsprozess, der sich in den letzten Jahrzehnten abzeichnet, wird eine Erwärmungsphase von vielen sein. Wir wissen keineswegs, welche Dimensionen er haben wird, wann er sich umkehrt. Die Klimaveränderung setzt unsere Technologien einem starken Evolutionsdruck aus. Exzesse des Energieverbrauchs und der Substanzfreisetzungen, wie sie in der „Rohphase“ der industriellen Zivilisation auftraten, werden beendet, technologische Transformationsprozesse beschleunigt.

Menschen sind adaptive Wesen. Sie lernen. Sie können Wandel gestalten. Daran glaube ich. Und ich werde diesen Glauben verteidigen, gegen alle dunklen Auguren des Untergangs, gegen alle Hohepriester, die uns im Namen der Schuldhaftigkeit des Menschen von den Kanzeln „finale Maßnahmen“ verkünden.

Am 15. März erscheint Matthias Horx' neues Buch: „Anleitung zum Zukunfts-Optimismus – Warum die Welt nicht schlechter wird“, Campus-Verlag Frankfurt



Horror verkauft sich immer gut, und auch heute ist das nicht anders. Apokalyptische Visionen unter dem Vorzeichen des Klimas haben Hochkonjunktur. So wie Luca Giordano 1698 Johannes auf Patmos darstellte, wie seine Vorstellungswelten sich als Bilder im Himmel manifestieren, beschwören die Kassandras des Klimawandels die Dämonen von Wüstenei-Bildung, steigenden Meeresspiegeln und Ähnlichem mehr herauf FOTO: PA